

3 Fragen an...

Thomas-Gabriel Rüdiger, Cyberkriminologe am Institut für Polizeiwissenschaft der Fachhochschule der Polizei des Landes Brandenburg

1) Wie kann man Kinder vor der Gefahr des Cybergrooming, also der Anbahnung eines sexuellen Missbrauchs im digitalen Raum schützen?

Zunächst muss man sagen, dass aus meiner Sicht die onlinebasierte Anbahnung des sexuellen Missbrauchs von Kindern – also Cybergrooming – eines der Grundübel im digitalen Raum ist. Ich persönlich gehe davon aus, dass fast alle Kinder in irgendeiner Form damit konfrontiert werden, wenn diese ganz normal mit dem Netz aufwachsen. Für mich ist die ganze Entwicklung immer schwer nachzuvollziehen. Wenn ein unbekannter Mann auf einem Spielplatz ein Kind anspricht und mit ihm weg gehen und spielen möchte, würden alle Anwesenden hoffentlich reagieren und einschreiten. Für uns ist es einfach nicht normal, dass unbekannte Erwachsene oder auch Jugendliche mit Kindern im physischen Raum in Kontakt treten. Im digitalen Raum der Sozialen Medien geschieht genau dies zu jeder Zeit und auch relativ unkontrolliert. Oder wissen Eltern immer, wer der Mitspieler im Onlinespiel der Kinder ist oder mit wem die Kinder auf Instagram interagieren? Um diesem Risiko zu begegnen, sehe ich zwei primäre Verantwortungsebenen, die der elterlichen und die der gesellschaftlichen Verantwortung, die sich gegenseitig ergänzen müssen.

Es ist wichtig, dass Eltern eine Informationshoheit haben, dass sie im Bereich der Medienkompetenz ein Level erreichen, das mindestens gleichwertig ist mit den Kindern. Das bedeutet, dass sie die sozialen Medien selber nutzen, dass sie sich auch mal in den Onlinespielen ihrer Kinder anmelden und anschauen, was da passiert. Denn wenn die Kinder merken, dass die Eltern sich gar nicht mit den Medien auskennen und das notwendige Wissen haben, dann werden sie ein paar Informationen eventuell nicht so bereitwillig herausrücken und nur von den positiven Seiten erzählen.

Daher ist mein grundsätzlicher Ratschlag immer, dass, bevor ein Kind sich online anmeldet, die Eltern die jeweiligen Programme zunächst einmal selber testen. Danach kann man sich auch auf Augenhöhe mit seinem Kind darüber unterhalten, was darin vorkommen kann. Dann weiß man als Eltern zum Beispiel, dass es in den meisten Onlinespielen auch Chatfunktionen gibt – über die natürlich auch Sexualtäter aber auch Extremisten Kontakt mit Kindern aufnehmen können – und dass man, je nach Programm, Bilder hochladen oder auch Geld investieren kann. Ich sehe gerade in dieser Thematik zudem die Notwendigkeit, verstärkt über die Risiken von Onlinespielen aufzuklären. Die sehen zwar häufig kindgerecht aus, die Altersstufe ist auch gering – dadurch entsteht aber oftmals eine Verharmlosungstendenz. Dass aber hinter der süßen Plüschfigur im spielinternen Chat ein Straftäter stecken könnte – diese Gefahr ist vielen nicht bewusst. Über diese Risiken muss man mit den Kindern sprechen. Das ist der beste Schutz, den Eltern gewähren können, dass sie zeigen, dass sie Ahnung haben, ihr Wissen vermitteln und dass sie über die Risiken sprechen. Den Kindern den Zugang gänzlich zu verbieten, davon halte ich eher weniger, weil sie dann zur nächsten Freundin oder zum nächsten Freund gehen und darüber ins Netz gehen.

Aber: Kinder und Jugendliche haben auch ein grundsätzliches Anrecht darauf, in einem rudimentär geschützten digitalen Raum aufzuwachsen. Das bedeutet: Die Gesellschaft muss sich einen Kopf machen, wie sie effektiv und gezielt gegen Sexualtäter im Netz vorgehen kann, um Kinder und Jugendliche zu schützen. Und das bedeutet mehr als nur verdeckte Ermittlungen. Es muss Medienkompetenz in den Schulen und Kindergärten vermittelt werden.

Es muss ein Rechtsrahmen gesteckt werden, der durch die Sicherheitsbehörden kontrolliert wird, indem sie sichtbar Streife im Netz läuft. Es braucht einen Jugendmedienschutz, der Kinder und Jugendliche vor Straftaten schützen soll. Nur alles zusammen kann wirken. Mein Wunsch wäre, dass wir ein Schutzsystem für den digitalen Raum wie im Straßenverkehr einrichten. Es also medienkompetente Eltern gibt, digitale Ethik in Schulen vermittelt wird und wir Polizeistreifen und rote Ampeln haben – also einen wirksamen Rechtsrahmen wie im Straßenverkehr. Damit die Täter im Netz ein Risikobewusstsein bekommen, denn das haben sie aus meiner Erfahrung nur in einem ganz beschränkten Maße.

2) „Digitale Sexualdelikte – ein Spiegelbild des digitalen Narzissmus“ lautet ihr Vortragstitel. Was ist Ihre Botschaft für die Teilnehmer am Fachnetzwerk Prävention?

Der digitale Narzissmus ist die Selbstdarstellung, um Anerkennung im Netz zu finden. Viele Menschen – ich eingeschlossen – präsentieren sich im Netz und sind damit auch Vorbilder für Kinder und Jugendliche. Dabei muss aber zwischen einer beruflichen und vorsichtigen Darstellung und einer privaten und unreflektierten Darstellung unterschieden werden. Die erste gehört heutzutage zum beruflichen Alltag dazu, beinhaltet aber gerade nur ausgewählte Präsentationsformen – also Darstellungen, die vor allem keine vulnerablen Informationen wie Wohnanschrift, Bilder und Name der Kinder beinhaltet. Die zweite Darstellungsform berücksichtigt dies leider gerade nicht. Eine Studie aus den USA kam schon vor einiger Zeit zu dem Ergebnis, dass annähernd 90 Prozent aller Zweijährigen bereits in irgendeiner Form im Internet zu finden sind. Wenn die Eltern und Erwachsenen sich im Netz aber unbedacht präsentieren und noch dazu Bilder ihrer Kinder posten, dann ist es ein Problem der Glaubwürdigkeit im gleichen Moment Kindern und Jugendlichen zu vermitteln „Hört zu, ihr solltet keine Daten oder gar private Bildern von euch posten“. Dann beginnen die Kinder irgendwann zum Beispiel Posingbilder oder gar Nacktbilder von sich machen, die dann herumgeschickt werden oder sie präsentieren sich damit sogar im Netz. Denn da kommt noch das Phänomen der YouTube-Stars hinzu. Diese zeigen den Kindern: Wenn du dich im Netz präsentierst, kannst du eventuell sogar noch Geld damit machen. Die Kinder präsentieren sich und sind damit auch Angriffspunkte für Sexualtäter. Übrigens können auch Bilder, die Eltern posten, Sexualtätern beim Aufbau digitaler Identitäten helfen. Dann geben sie sich zum Beispiel selbst als die 12-jährige Lisa M. aus Musterstadt mit ihrem Bild aus, um wiederum andere Kinder und Jungen anzulocken. Für mich haben Kinderbilder übrigens prinzipiell gar nichts im Internet verloren.

Es geht mir in diesem Vortrag einfach darum, das Wissen zu vermitteln, warum der digitale Raum gerade für Kinder und Jugendliche riskant ist, warum der deutsche Jugendmedienschutz dabei versagt, Kinder effektiv vor Risiken wie Cybergrooming, Cybermobbing, Sextortion oder auch Hatespeech zu schützen und gleichzeitig den Anwesenden meinen Blick auf die möglichen Ursachen und Bekämpfungsmethoden zu vermitteln.

3) Was erwarten Sie von Kirche, wenn es um Prävention digitaler Sexualdelikte geht – ist Kirche ein relevanter Player?

Die Kirche hat natürlich nicht die Aufgaben, die zum Beispiel eine Polizei hat. Sie ist aber aus meiner Sicht als ein gesellschaftlicher Akteur genauso in der Verantwortung, sich für einen sicheren digitalen Raum einzusetzen. Leider steht aber auch die Digitalisierung der Kirchen jeglicher Richtung offenbar erst am Anfang. Hier muss auch die Kirche daran denken, dass sich

die Digitalisierung nicht einfach durch den Nachwuchs junger Mitarbeiter quasi selbst erledigt. Denn diese besitzen zunächst eine Wischkompetenz, jedoch häufig keine Medienkompetenz, denn wer soll ihnen diese auch vermittelt haben? Aber gerade diese Medienkompetenz, das Wissen um die Nutzung, aber gleichzeitig auch die Risiken, muss auch in die kirchliche Institution hineingetragen werden. Denn für mich gehört in der kirchlichen Jugendarbeit dazu, dass man dort über die Risiken spricht, aufklärt und Kompetenzen vermittelt. Wenn man selbst die Medienkompetenz hat, kann man auch Ansprechpartner für Kinder und Jugendliche sein. Es wäre faktisch insgesamt hilfreich, wenn die Kirche aktiver wäre im Netz, wenn die Pfarrer zum Beispiel in den sozialen Medien mitbekommen, was abgeht oder gar diese aktiv nutzen und auch ansprechbar sind. Oder anders: Wenn Kinder oder Jugendliche sehen, dass ihr Pfarrer online ist, dann sind sie vielleicht eher bereit mit Problemen im digitalen Umfeld auch zu den Pfarrern oder Kirchenmitarbeitern zu kommen. Es ist doch sicherlich erstrebenswert, dass sie in Krisensituationen dort Schutz und Hilfe suchen.

Ich sehe dabei insgesamt übrigens auch viele Parallelen zur Digitalisierung innerhalb der Polizei. Auch hier musste und muss noch das Verständnis reifen, dass nicht nur ein paar Experten innerhalb der Polizei die Digitalisierung tragen können, sondern jeder in der Institution.

Letztlich sehe ich aber noch eine klare Möglichkeit: Die Kirche muss mit ihrem politischen Einfluss offen und aktiv auf die Umstände hinweisen und der Politik sagen „Es kann nicht sein, dass das im Netz mit den Kindern passiert“ und auch klar formulieren „Wir als Kirche setzen uns für einen sicheren digitalen Raum ein“.